

INTERKULTURELLE
PRAXIS UND
DIVERSITY
MANAGEMENT

Sabine Handschuck, Hubertus Schröer

Eigennamen in der interkulturellen Verständigung

Handbuch für die Praxis

2. überarbeitete und erweiterte Auflage



INTERKULTURELLE PRAXIS UND DIVERSITY MANAGEMENT

Sabine Handschuck, Hubertus Schröer

Eigennamen in der interkulturellen Verständigung

Handbuch für die Praxis

**Die Buchreihe wird herausgegeben von
Sabine Handschuck, Reyhan Kulac, Hubertus Schröer, Gotthart Schwarz.**

Wichtiger Hinweis des Verlags: Der Verlag hat sich bemüht, die Copyright-Inhaber aller verwendeten Zitate, Texte, Bilder, Abbildungen und Illustrationen zu ermitteln. Leider gelang dies nicht in allen Fällen. Sollten wir jemanden übergangen haben, so bitten wir die Copyright-Inhaber, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Inhalt und Form des vorliegenden Bandes liegen in der Verantwortung der Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Printed in Germany

ISBN 978-3-940 562-59-3

Verlag: ZIEL – Zentrum für interdisziplinäres
erfahrungsorientiertes Lernen GmbH
Zeuggasse 7–9, 86150 Augsburg
www.ziel-verlag.de
2. überarbeitete und erweiterte Auflage 2011

Grafik und Anja Rhode
Layoutgestaltung:

Gesamtherstellung: Friends Media Group GmbH
www.friends-media-group.de
Zeuggasse 7–9, 86150 Augsburg

© Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Dank	6
Einführung – oder: Warum Namen für die interkulturelle Verständigung so wichtig sind	9
1. Namen	15
1.1 Die Kunde der Namen	15
1.2 Kulturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede	17
1.3 Namen in der interkulturellen Kommunikation	21
1.4 Die Entstehung von Familiennamen – oder: aus Hannes vom Berg wird Hans Berger	26
1.5 Namenrecht – oder: statt Winnetou doch lieber Luise	30
1.6 Inoffizielle Personenbenennungen – oder: von Mata Hari bis Mausi	33
1.7 Namen und Identität	40
1.8 Namen und Religion	46
Im Namen des Christentums – Christliche Namen und Christianisierung	49
Namen der Juden – Namenrecht und Namenpolemik	54
Namen im Islam	58
1.9 Namen und Politik	63
1.10 Namen, Volksglaube und Mystik	68

2.	Namen in der interkulturellen Praxis	73
2.1	Namen in interkulturellen Begegnungssituationen: Anregungen aus Gruppenbefragungen	73
2.2	Namen in interkulturellen Begegnungssituationen: Zusammenfassende Empfehlungen	80
2.3	Namen in der interkulturellen Gruppenarbeit: Die Geschichte meines Namens	81
2.4	Namen im Dialog. Eine Übung	86
2.5	Namen in der interkulturellen Familienberatung	89
2.6	Namen in der interkulturellen politischen Jugendbildung und in der schulischen Projektarbeit	91
3.	Biografische Erzählungen zu Namen	95
	Zusammenfassende Einführung	95
3.1	Alixan Bozkurt: Kurdische Namen waren verboten.	98
3.2	Lourdes Maria Ros de Andrés: Meine Eltern sind baskischer und katalanischer Herkunft.	102
3.3	Sait Demir: Assyrer zu sein, geht über Religion hinaus.	108
3.4	Tassia Foúki: Griechisch habe ich erst in Deutschland gelernt.	114
3.5	Abram Israelewitsch Mozessson: In der Sowjetunion waren jüdische Namen nicht populär.	119
3.6	Gao Fang Fang: Chinesische Vornamen entsprechen oft den Wünschen der Eltern für ihre Kinder.	123
3.7	Dr. Ahmad Mahmoud Sayed Ahmed El-Khalifa: Mein ägyptischer Name ist meine Identität.	127
3.8	Olga Anna Günthör-Ciążyńska: Mein polnisch-deutscher Name ist für beide Seiten schwierig auszusprechen.	132
3.9	Uchekukwu Benedict Akpulu: Namen sind in Nigeria sehr wichtig.	135
3.10	Reyhan Kulaç: Meine Kinder sollen nach mir heißen.	139
3.11	Pavo Džijan: Meinen Namen gibt es nur in meinem bosnischen Heimatdorf.	143
3.12	Roberta Basilico: Mein italienischer Name passt zu mir.	146
3.13	Stephan Schack: Mein Deckname lautete Wühlmaus	150
3.14	Herrad Meese: So ein seltener Name hat was	156

4. Herkunftsländer in Deutschland lebender Minderheiten	159
Einführung	159
4.1 Herkunftsland Äthiopien	164
4.2 Herkunftsland Afghanistan	167
4.3 Herkunftsland Bosnien	171
4.4 Herkunftsland China	175
4.5 Herkunftsland Dänemark	179
4.6 Herkunftsland Frankreich	182
4.7 Herkunftsland Ghana	186
4.8 Herkunftsland Griechenland	190
4.9 Herkunftsland Irak	195
4.10 Herkunftsland Iran	199
4.11 Herkunftsland Italien	202
4.12 Herkunftsland Japan	207
4.13 Herkunftsland Korea	211
4.14 Herkunftsland Kroatien	215
4.15 Herkunftsland Marokko	219
4.16 Herkunftsland Niederlande	222
4.17 Herkunftsland Polen	226
4.18 Herkunftsland Portugal	230
4.19 Herkunftsland Russland	234
4.20 Herkunftsland Serbien	238
4.21 Herkunftsland Spanien	242
4.22 Herkunftsland Tschechien	246
4.23 Herkunftsland Türkei	250
4.24 Herkunftsland Vietnam	254
Glossar	259
Literatur	269
Die Autoren	283

Für Franziska Lucia Szoldatits

Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen
oder Waldemar. Bleib im Land und taufe dich redlich.
Wer aus Friesack ist, darf nicht Raoul heißen.
Theodor Fontane (1819–1898): Der Stechlin

Vorwort und Dank

Dieses Buch verdankt sich vielen Gesprächen mit Menschen, die nach Deutschland eingewandert sind, und den darin vermittelten Erfahrungen. Die Wanderungsanlässe waren unterschiedlich. Die meisten Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner sind Kinder angeworbener Arbeitskräfte der zweiten oder dritten Generation, einige sind politisch Verfolgte, andere sind ursprünglich zur Ausbildung nach Deutschland gekommen. Auch in Herkunft, Alter, Geschlecht, unmittelbarem oder mittelbarem Wanderungserleben unterscheiden sie sich. Aber alle Erzählungen verbindet eine Gemeinsamkeit: Die Bedeutung des Namens. Der jeweilige Name definiert die eigene Stellung in Familie sowie Gemeinschaft und er bedeutet Individualität und Identität. Der sensible und korrekte Umgang mit Namen kennzeichnet damit die Anerkennung und Wertschätzung des Anderen in seiner individuellen und kollektiven Zuordnung. Deren Missachtung und Geringschätzung lassen sich ablesen an falscher Schreibweise, fehlerhafter Aussprache und erst recht an der Unterdrückung und Bekämpfung von Namen oder gar an Zwangsbenennungen.

Für alle diese Verhaltensweisen und ihre Folgen finden sich Beispiele in den folgenden Texten. Wir danken allen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern für ihre Bereitschaft, mit uns zu sprechen, sowie für die Chance, von ihnen lernen zu können und an ihren bisweilen schmerzhaften Erinnerungen teilhaben zu dürfen. Ihre Erfahrungen und Informationen spiegeln sich nicht nur in den individuellen Erzählungen wider, sie sind ebenso eingeflossen in die Länderinformationen und in andere Sachthemen. Und es sind nicht nur die in diesem Buch repräsentierten Frauen und Männer, die zu dessen Gelingen beigetragen haben. Viele andere Menschen haben im Laufe der Jahre durch ihre Berichte dazu angeregt, das Thema „Namen in der interkulturellen Verständigung“ nicht nur in Aus- und Fortbildungen anzusprechen, sondern darüber auch ein Buch zu veröffentlichen. Einige von ihnen sind uns Freundinnen und Freunde geworden. Ihnen gilt unsere ganz besondere Dankbarkeit.

*Sabine Handschuck
Hubertus Schröer*

München, im November 2009

Vorwort zur 2. Auflage

Wir freuen uns, dass schon nach wenigen Monaten eine zweite Auflage dieses Buches erscheinen kann. Das Interesse am Thema hat sich auch an vielen Hinweisen und Ergänzungen durch Leserinnen und Leser gezeigt, was zu einer Verbesserung des Textes geführt hat. Wir danken allen, die uns informiert haben, unser besonderer Dank gilt dem Engagement von Marina Khanide, Khalil Rostamkhani und Alixan Bozkurt.

Den Anregungen von Leserinnen und Lesern folgend haben wir zwei weitere Interview geführt und die biografischen Erzählungen um die Erfahrungen einer Interviewpartnerin aus Nordrhein-Westfalen und eines Interviewpartners aus Thüringen erweitert. Wir bedanken uns auch bei Ihnen für die Bereitschaft zum Gespräch und ihre Offenheit.

Wir freuen uns weiterhin auf Ihre Hinweise.

*Sabine Handschuck
Hubertus Schröer*

München, im Februar 2011

Dass man weiß, mit wem man es zu tun hat,
ist die erste Bedingung, überhaupt mit jemandem
was zu tun zu haben.

Georg Simmel (1858–1918)

Einführung – Oder: Warum Namen für die Interkulturelle Verständigung so wichtig sind

Ob auf Reisen im Urlaub, beim Small Talk in geselliger Runde oder beim Anbahnen einer Geschäftsbeziehung: das Gespräch beginnt mit einer Vorstellung, man selbst nennt seinen Namen und fragt nach dem des Gegenüber oder man wird einander vorgestellt. Die Grundlagen für eine Kommunikation sind gelegt, man ist im Gespräch. Dass die Kommunikation aber gelingt und man auf Dauer im Gespräch bleibt, hängt sehr stark davon ab, ob die Gesprächspartner den Namen erinnern, ob sie ihn richtig aussprechen oder ob die in der jeweiligen Situation angemessenen Höflichkeitsformen gewahrt sind. Das läuft schon manchmal im vertrauten Umfeld schief. Um wie viel mehr ist dann Verständigung gefährdet, wenn Menschen unterschiedlicher Herkunft aufeinander treffen. Migration und die Schicksale der Menschen, die sich zur Emigration entschieden haben oder die zu wandern gezwungen waren, sind eng verbunden mit der Geschichte ihrer Namen und dem Umgang mit diesen Namen im fremden Umfeld. Namen haben eine Bedeutsamkeit, sie verbinden mit einer Herkunft, sie sind wesentlicher Teil von Identität. Namen bilden damit ein Feld von Auseinandersetzungen. Sie werden respektiert oder missachtet, sie werden unterdrückt, verursachen Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen. Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sozialer Dienste, von Verwaltungen, im Gesundheitsbereich und in allen Bereichen, in denen eine gelingende Kommunikation die Voraussetzung für den Erfolg der jeweiligen Dienstleistung ist, erscheinen deshalb Grundkenntnisse im Umgang mit Namen unabdingbar.

Interkulturelle Verständigung ist ein Prozess in zweierlei Hinsicht: Verständigung geschieht auf kommunikative, diskursive Weise und wird durch Wahrnehmung, Deutung und Reflexion strukturiert. Diese Kommunikationsprozesse müssen initiiert, gestaltet und gesteuert werden. Sie sind – und das ist der zweite Aspekt – nie vollständig abgeschlossen, sondern entwickeln sich beständig in ihrer je eigenen Dynamik weiter. Sie zeitigen vorläufige Ergebnisse, werfen neue Fragen auf, haben unter Umständen unerwünschte Nebenwirkungen (Handschuck/Klawe 2004: 37). Da die gegenseitige Vorstellung oder die Frage nach dem Namen häufig in der interkulturellen Begegnung die ersten Sprechakte sind, ist der Umgang mit Eigennamen in der interkulturellen Kommunikation ein Schlüsselprozess, der maßgeblich das Gelingen oder das Misslingen einer Verständigung beeinflusst. Das Grundprinzip der Anerkennung in der interkulturellen Verständigung kommt bereits in der ersten Anrede zum Tragen oder, wie häufig leider immer noch der Fall, es wird bereits bei der Vorstellung und Anrede verweigert.

Ein eher drastisches Beispiel soll verdeutlichen, dass fehlende Hintergrundinformationen über die Bedeutung von Eigennamen in der interkulturellen Begegnung, ein Mangel an Reflexion trotz Verständigungswillen oder die fehlende Bereitschaft, sensibel mit Selbstdefinitionen umzugehen, die interkulturelle Begegnung erheblich belasten und zu Konflikten führen können.

In einer Kindergruppe wurde ein Junge namens *Alixan* aufgenommen. Die Betreuerin sprach bei der Vorstellung in der Gruppe den Namen des Kindes so aus, wie er auf dem Anmeldeformular geschrieben stand. Das Kind verbesserte die Aussprache schüchtern und wandte ein, dass er *Alixan* (gesprochen: Alichan) heiße. Die Betreuerin erwiderte, dass dies ein sehr schöner Name, aber für sie und die anderen Kinder doch etwas schwierig auszusprechen sei. Sie schlug vor, *Ali* zu verwenden, weil das eine Koseform sei, die alle Kinder kennen würden und hieß *Alixan* als *Ali* in der Gruppe willkommen. Die spontane Umbenennung wurde von der Kindergruppe sofort aufgenommen und scheinbar auch von *Alixan* akzeptiert. Als die Mutter sich wenige Tage später vehement gegen die Umbenennung wehrte und das damit begründete, dass ihrem Sohn der kurdische Name genommen und ihm ein „türkischer“ Namen verliehen worden sei, und der Betreuerin zu vermitteln suchte, dass die in der Türkei verbotenen kurdischen Namen Teil der kurdischen Identität seien und sie in der Umbenennung einen Akt der Willkür und Nichtakzeptanz sähe, fühlte sich die Betreuerin angegriffen. Sie verteidigte ihr Vorgehen damit, dass unter Kindern Spitz- und Kosenamen üblich seien und dass sie durch die Umbenennung *Alixan* die Aufnahme in der Gruppe erleichtern habe. Er sei akzeptiert und fühle sich wohl und weder er selbst noch die anderen Kinder hätten mit der Namenswahl Schwierigkeiten. Der Konflikt zwischen Mutter und Betreuerin führte dazu, dass *Alixan* die Nachmittagsbetreuungsguppe wechselte, dennoch blieb er auch in der neuen Gruppe für die meisten Kinder *Ali*.

Kultur¹ hat eine grundlegende Bedeutung für die Selbstdefinition von Individuen, von Gruppen und Gesellschaften. Kulturelle Transformationen, dazu gehört auch die Veränderung von Eigennamen durch die Migration, gehen mit einem Ringen um Bedeutungsmacht einher. Der oben beschriebene Konflikt wird aus der Perspektive der Mutter sicher anders gedeutet und anders empfunden als aus der Sicht der Betreuerin und auch *Alixan* selbst wird wieder andere Deutungen und die damit verbundenen Empfindungen zu verarbeiten haben. Deutlich wird, wie durch Georg Auernheimer (2003: 108) ausgearbeitet, dass die Person, die über eine höhere Definitions- und Deutungsmacht verfügt, in diesem Fall die Betreuerin der Kindergruppe, ihre Deutung durchsetzt und die Intervention der Mutter daran scheitert, dass sich in der Kindergruppe die von der Betreuerin vorgenommene Deutung so weit etabliert hat, dass die Umbenennung statt als Verweigerung von Anerkennung als Integrationshilfe interpretiert werden kann und eine nachträgliche Korrektur erfolglos bleibt. *Alixan* bleibt *Ali*, ob er will oder nicht. Interkulturelle Kontakte sind überwiegend durch Machtasymmetrien gekennzeichnet (ebd.). Das beinhaltet, dass die Person, die häufig der Mehrheitsgesellschaft angehört, auch den größeren Gestaltungsspielraum hat und damit die Hauptverantwortung für das Gelingen oder Misslingen der interkulturellen Kommunikation trägt. Sie entscheidet, ob sie Anerkennung gewährt oder verweigert, ob sie „hinhört“ oder nicht.

In der interkulturellen Sozialen Arbeit ist es Aufgabe der Fachkräfte, sich zu vergegenwärtigen, dass der Prozess der Migration eine besonders radikale Veränderung der Lebensverhältnisse für die Betroffenen zur Folge hat. In der Diasporasituation findet immer eine Auseinandersetzung mit kulturellen Transformationen statt, die mal mehr, mal weniger den lebenslangen Prozess der Identitätsbildung belasten oder erleichtern. So formuliert der Gemeindepsychologe Heiner Keupp (1999: 267), dass die Selbstpositionierung eines Individuums vor allem davon abhängt, wer die Deutungsmacht hat. Ob also die Selbstdefinition, in diesem Fall die namentliche Selbstbezeichnung, einer Person akzeptiert wird oder nicht. Georg Auernheimer (2003: 69) hält es für entscheidend, ob die Mehrheitsgesellschaft Minderheitenangehörigen akzeptable Identitätsangebote macht. Er unterscheidet drei Dimensionen, die für die kulturelle Identitätsarbeit als Passungsleistung zwischen innen und außen relevant sind. Erstens wird in der Fremdbegegnung oder Minderheitensituation der je kulturell spezifische Habitus zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und erfordert eine Auseinandersetzung. Zweitens geschieht die Selbstverortung von Individuen oft im Ringen mit ethnischen Zuschreibungen. Drittens geht es um den Umgang mit den verfügbaren kulturellen Symbolbeständen wie der Sprache, der Schrift oder der Religion. Auch auf den kleinen Ausschnitt der interkulturellen Kommunikation bezogen, der sich mit der Verwendung von Eigennamen beschäftigt, treffen diese Dimensionen kultureller Identität zu. In unserem Beispiel wird der fremd klingende Name zum Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die ethnische Zuschreibung „Türke“ führt zu einer Anerkennung verweigernden Umbenennung. Die kulturellen Symbolbestände, die kurdische Sprache, die kurdische Schrift, deren Gebrauch in der Türkei zur Verfolgung geführt hat, werden auch in der Diasporasituation missachtet. Das inakzeptable Identitätsangebot löst einen massiven interkulturellen Konflikt aus.

1 Die dieser Veröffentlichung zu Grunde liegende Definition von Kultur findet sich im angehängten Glossar.

Im Prozess der Identitätsarbeit können kulturelle Symbolbestände umgedeutet, neu ausgelegt, selektiv verwendet, stilisiert oder verworfen werden (ebd.). Auch dies gilt für den Umgang mit dem eigenen Namen und der mit ihm verbundenen Selbstverortung und Selbstdefinition. Maßgeblich dabei ist, ob eine Person sich im Prozess der Migration selbst entscheidet, den eigenen Namen zu verändern, eine „eingedeutschte“ Aussprache anzunehmen, Kurz- oder Koseformen zu gestatten, sich umzubenennen, oder ob dies ihr von Behörden, von Gruppen oder Einzelpersonen der Mehrheitsgesellschaft aufgezwungen wird.

Der vorliegende Band will einen Beitrag dazu leisten, für den Umgang mit Eigennamen die eigenen kulturellen Alltagspraxen zu reflektieren, sich mit der Bedeutung von Eigennamen in der interkulturellen Kommunikation auseinanderzusetzen sowie Hintergrundinformationen und praktische Hinweise für den Umgang mit Eigennamen in interkulturellen Zusammenhängen zu vermitteln. Darüber hinaus war es uns ein Anliegen, Menschen mit Migrationshintergrund selbst zu Wort kommen zu lassen und ihre sehr unterschiedlichen Erfahrungen, Einstellungen und Erwartungen zum Umgang mit ihren eigenen Namen vorzustellen.

Dieses Buch kann nur eine Auswahl von Themen vorstellen und hat nicht den Anspruch einer sprachwissenschaftlichen Abhandlung. Teilweise war es schwierig, Informationen zu recherchieren und zu überprüfen. Die meisten Informationen konnten wir durch persönliche Gespräche mit Standesbeamten, vielen Menschen ganz verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichen Migrationserfahrungen sammeln oder überprüfen. Fehler bei der Wiedergabe gehen allein zu unseren Lasten. Wir bitten alle interessierten Leserinnen und Leser um Hinweise, Kritik und Informationen, um die zweite Auflage dieser Veröffentlichung zu verbessern. Sie erreichen uns unter info@i-iqm.de.

Das Buch gliedert sich in vier Themenbereiche:

1. Der erste Themenbereich befasst sich mit einer Auswahl an Hintergrundinformationen zur Entstehung von Personennamen, über das Namenrecht und über Themen, die uns für den Umgang mit Namen in interkulturellen Kontexten relevant erscheinen. Das *erste Kapitel* geht kurz auf die Wissenschaft der Namenkunde, die Onomastik, ein und erklärt wichtige Begriffe. Im *zweiten Kapitel* geht es um die kulturellen Gemeinsamkeiten, aber auch um die Unterschiede der verschiedenen Namenssysteme. Das gilt für Vor- wie für Familiennamen und deren Entwicklung. Das *dritte Kapitel* hebt die Bedeutung von Namen in der interkulturellen Kommunikation hervor, macht die Funktionen der Namensnennung für Identifizierung; Adressierung und Kontaktetablierung deutlich und zeigt an Beispielen paraverbalen Signale die vielfältigen Möglichkeiten, Botschaften zu variieren. Über die Entstehung von Familiennamen informiert das *vierte Kapitel*. Die Entwicklung aus Rufnamen, aus der Herkunft, nach Wohnstätten, aus Berufs- und Amtsbezeichnungen sowie aus Eigenschaften wird am Beispiel Deutschlands vorgestellt und mit Erfahrungen anderer Länder verglichen. Das Namenrecht ist Gegenstand des *fünften Kapitels*, wobei die Beachtung des Kindeswohls in den Ländern sehr unterschiedlich ist. Im *sechsten Kapitel* geht es um inoffizielle Personenbenennungen

wie Pseudonyme, Decknamen, Künstlernamen, Kosenamen, Spitznamen und Beinamen. Den Zusammenhang von Namen und Identität, von Identitätsarbeit und Anerkennung greift Kapitel *sieben* auf. Im *achten Kapitel*, das sich dem Thema Namen und Religion widmet, geht es vor allem um den Einfluss der Religion auf die Wahl von Namen, aber auch um Gewalt, die mit dem Kampf von oder gegen Religionen einhergeht. Neben knappen Hinweisen auf Hinduismus, Sikhismus und Buddhismus behandelt es schwerpunktmäßig die drei großen monotheistischen Weltreligionen Christentum, Judentum und Islam und darin die jeweilige Namenentwicklung und Besonderheiten. Das *neunte Kapitel* Namen und Politik knüpft hier unmittelbar an und zeigt an Beispielen der Zwangsbenennung, der Namenpolemik und der Entpersönlichung durch Nummerierung auf, welche traumatische Erfahrungen durch demütigende Namenpraxen hervorgerufen werden können. Das abschließende *zehnte Kapitel* befasst sich mit dem Zusammenhang von Namen mit Mystik und Volksglauben.

2. Der zweite Themenbereich widmet sich dem Umgang mit Eigennamen in interkulturellen Begegnungssituationen und damit der interkulturellen Praxis. Im *ersten Kapitel* werden Erwartungen von Menschen mit Migrationshintergrund vorgestellt, wie sie von diesen in verschiedenen Fokusgruppendifkussionen selbst erarbeitet worden sind. Aus diesen authentischen Anregungen werden im *zweiten Kapitel* Empfehlungen für den Umgang mit Namen in der interkulturellen Praxis in Form von vierzehn Thesen entwickelt. Das *dritte Kapitel* stellt eine bewährte Übung, „Die Geschichte meines Namens“ vor, die sich für jede Form von Gruppenarbeit eignet und an einigen Beispielen vorgestellt wird. Das *vierte Kapitel* enthält eine weitere Übung „Namen im Dialog“ als Szenenarbeit für unterschiedliche Gruppen. Im *fünften Kapitel* finden sich Anregungen für die systemische Familienberatung und im *sechsten Kapitel* werden Beispiele für die interkulturelle politische Jugendbildung und für Projektarbeit dargestellt.
3. Im dritten Themenbereich geht es um biografische Erzählungen mit Bezug auf den jeweiligen Namen der Interviewten. In vierzehn Gesprächen werden die bisher eher abstrakt entwickelten Themen lebendig und durch konkrete Erfahrungen belegt. Der Zusammenhang von Namen und Identität, die Gefährdung dieser Verbindung durch eine namenpolemische Politik der Unterdrückung, durch Verbot der eigenen Sprache und Namen, der Kampf um die Bewahrung der namentlichen Identität in der Emigration und damit die herausragende Bedeutung eines sensiblen und anerkennenden Umgangs mit Namen in Vorschul- und Schulpädagogik, in der Sozialen Arbeit und insbesondere in allen Behörden und Verwaltungen, mit denen Menschen mit Migrationshintergrund zwangsweise zu tun haben, wird in fast jedem Gespräch deutlich.

4. Der vierte Themenbereich schließlich versteht sich als ein Nachschlagwerk für Informationen zu wichtigen Herkunftsländern in Deutschland lebender Minderheiten. Es werden 24 Länder knapp skizziert durch eine kurze Vorstellung des Landes, seiner Sprachen und Religionen sowie der Migrationsmotive der Zugewanderten, durch eine Darstellung von Namenssystem und Namenrecht mit exemplarischen Beispielen und insbesondere durch Hinweise zur interkulturellen Kommunikation. Die Auswahl der Länder orientiert sich an den größten Einwanderungsgruppen und damit an den ehemaligen Anwerbeländern der Bundesrepublik Deutschland und der damaligen Deutschen Demokratischen Republik sowie an den großen Nachbarländern. Ferner sollten Länder größerer Flüchtlingsbewegungen repräsentiert sein und damit wenigstens exemplarisch auch Länder Afrikas und Asiens. Wichtig ist dabei das Anliegen, den verengten Blick auf nationale Herkunft und vermeintliche Homogenitäten zu erweitern, um die Berücksichtigung der Vielfalt ethnischer und religiöser Minderheiten.

In einem abschließenden *Glossar* werden schwierige bzw. entscheidende Begriffe erklärt und Definitionen wichtiger Kategorien vorgenommen, um dem Leser und der Leserin das Verständnis zu erleichtern.

Adam benennt in der Bibel seine Frau zweimal. Nach der Schaffung aus seiner Rippe sagt er: „Frau soll sie heißen.“ Nach dem Sündenfall heißt es: „Adam nannte seine Frau Eva (Leben), denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen.“ Konrad Kunze (2004: 11)

1. NAMEN

1.1 Die Kunde der Namen

Anthroponymik kommt nicht gerade häufig im Alltagswortschatz vor. Selbst das Computerprogramm für Rechtschreibung markiert diese Wortschöpfung rot und damit als unbekannt. Dabei beschäftigt sich diese Wissenschaft mit einem Thema, das für alle Menschen von Bedeutung ist: Sie behandelt persönliche Namen, seien es Vor- oder Familiennamen, Spitz-, Kose- oder Decknamen, Individual- oder Kollektivnamen. Das Wort Anthroponymik ist ein wissenschaftlicher Neologismus, also eine sprachliche Neubildung, die sich aus den griechischen Begriffen für *ánthropos* und *ónoma*, Mensch und Name, ableitet. Die Anthroponymik ist ein Fachgebiet der Onomastik oder allgemeinen Namenskunde, also der sprachwissenschaftlichen Disziplin, die sich mit der Erforschung der Namen beschäftigt. Deren zweites großes Fachgebiet ist die Toponymik, die Ortsnamen erforscht². Diese Unterscheidung ist weder durchgängig noch trennscharf, da Personen- und Ortsnamen häufig eng miteinander verwoben sind. So können Orte nach Personen, wie im Fall Washington, oder Personen nach Orten, wie im Fall Israel³ benannt sein (vgl. Crystal 1995: 112).

Allgemein sind Namen Worte oder Ausdrücke, die Menschen, Orte oder Gegenstände bezeichnen. Gattungsnamen (*nomen appellativum*) beziehen sich dabei auf Typen von Menschen, Orten oder Gegenständen wie beispielsweise der Gattungsname *Fluss* alle Flüsse bezeichnet, im Gegensatz

2 Ein weiterer Forschungsbereich der Onomastik beschäftigt sich beispielsweise mit Objektnamen (Chrematonymik) oder mit Gewässern (Hydronymik).

3 Israel ist auch als jüdischer Vorname gebräuchlich.

Namen

zum Namen *Donau*, oder *Junge* alle männlichen Kinder meint, *Daniel* aber nur einen bestimmten Knaben. Der Name als Eigenname (nomen proprium) ist, wie bereits aus dem Wortlaut ableitbar, etwas, das unverwechselbar, ganz individuell nur einer bestimmten Person, einem bestimmten Ort oder einem bestimmten Gegenstand zu Eigen ist. Auch wenn zwei Kinder gleichlautend zum Beispiel den Vornamen Franziska tragen, wird die Lehrerin, die Franziska „aufruft“, immer nur eine bestimmte Schülerin meinen und nicht beide Mädchen zugleich. Die Nennung eines Eigennamen löst andere Emotionen und Assoziationen aus als die Nennung eines Gattungsnamen. So macht es einen Unterschied, ob ich den Satz höre „Das Mädchen lernt lesen“ oder den Satz „Die Schülerin lernt lesen“ oder aber „Franziska lernt lesen“, obwohl die Inhalte der Mitteilungen übereinstimmen.

Der Name dient also dazu, Einzelwesen innerhalb einer Vielzahl gleichartiger Wesen unmittelbar zu bezeichnen und in ihrer Einzigartigkeit unverwechselbar zu identifizieren. Namen haben erst einmal keine Bedeutung, also keinen begrifflichen Inhalt. Wohl aber hatten alle Namen einmal eine eindeutige Bedeutung, wie es im Gattungsnamen *Müller* sinnfällig wird. Mit der Ablösung vom Gattungsnamen wird die Bezeichnung zum Eigen-Namen, der ausschließlich der identifizierenden Bezeichnung ihres Namensträgers dient. Namen bekommen damit Bedeutsamkeit, mit ihnen verbinden sich Gefühle, Assoziationen, Vorstellungen, Prestige, die sich den Motiven der Namenwahl verdanken, der Verbindung von Namen und bezeichneter Person, dem Klang des Namens, aber auch den Erfahrungen und Phantasien der jeweiligen Benutzer (vgl. Kunze 2004: 119).

Die Namenkunde pflegt einen strengen Umgang mit dem „Fugen-S“, einer Genitivform. Sie schreibt also niemals Namen(s)kunde, Namen(s)gebrauch oder Namen(s)politik. Die Alltagssprache macht es sich da einfacher, weil das „s“ die Aussprache erleichtert. Wir werden im Folgenden bei Zitaten natürlich korrekt zitieren, wollen aber nicht die gleiche Strenge verfolgen wie Namenkundler, die wir nicht sind. Ein sprachliches Maß wird es sein, ob es sich um eine Vielzahl von Namen handelt, z.B. Namenkunde meint die Kunde aller Namen (Plural), oder um einen Einzelnamen, beispielsweise Namenstag als Tag des Taufnamens, also des Schutzheiligen dieses einzelnen Namensträgers (also Singular).

Der Name ist ein Stück des Seins und der Seele.
Thomas Mann (1875–1955)

1.2 Kulturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede

In allen Gesellschaften gibt es Eigennamen. Menschen werden benannt, und der Name gehört in vielen kulturellen Kontexten nicht nur zur Person, sondern ist mit dieser gleichgesetzt. Doch obwohl alle kulturellen Gruppen Personenamen kennen, unterscheiden sich die Regeln des Namengebrauchs ebenso wie die Namengebung und die Tabuisierung von Namen. Unterschiedlichen Lebensphasen können unterschiedliche Namen zugeordnet sein (Handschuck/Klawe 2004: 121). So sind Initiationen, also mit Riten verbundene Einführungen von Außenstehenden in eine Gemeinschaft, oder auch Eheschließungen oft mit einer Um- oder Neubenennung verbunden. Es gibt offizielle und inoffizielle Personennamen oder gar geheime Namen, die in der Alltagskommunikation nicht als Ansprache verwendet werden dürfen.

Viele Menschen sind nur mit dem Namenssystem ihrer eigenen Kultur vertraut und sind erstaunt, wenn sie erfahren, dass die Verwendung von Namen kulturell sehr unterschiedliche Bedeutungen haben kann und einer breiten Vielfalt unterschiedlicher Gepflogenheiten folgt. Selbst die in den meisten europäischen Ländern seit dem späten Mittelalter übliche Unterteilung in Vornamen (hier ist oft auch die Rede von Taufnamen oder Rufnamen) und Familien- oder Nachnamen ist nicht überall selbstverständlich. Beispielsweise im Amharischen⁴ bestehen Namen nur aus dem Vornamen des Vaters und dem Vornamen des Kindes (Crystal 1995: 112). Auch wenn Personennamen aus einem oder mehreren Vornamen und einem Familiennamen bestehen, kann die Zuordnung Schwierigkeiten bereiten. In den meisten europäischen Ländern wird der Vorname,

4 Amharisch ist die bedeutendste Verkehrssprache in Äthiopien und offizielle Amtssprache in mehreren äthiopischen Bundesstaaten. Sie wird von etwa 17 Millionen Muttersprachlern gesprochen.

Namen

im wahrsten Sinne des Wortes, dem Familiennamen vorangestellt. In Ungarn ist dies beispielsweise nicht der Fall. Wie auch in Japan, China oder Vietnam ist die Reihenfolge umgekehrt. Die Anzahl der Vornamen ist unterschiedlich und teilweise durch das jeweilige nationale Namenrecht geregelt. (Siehe das Kapitel „Namenrecht“ und die Ausführungen zu den Herkunftsländern.) In machen Gesellschaften ist nur ein Vorname gebräuchlich, in machen kann es eine hohe Anzahl sein. Die Vornamen unterscheiden sich dann in ihrer Bedeutung, Wichtigkeit und in ihrem Gebrauch in der Alltagskommunikation. In den Vereinigten Staaten sind beispielsweise zwei Vornamen üblich, wobei der „middle name“ in der Regel nur als Initial geführt wird, wie bei *John F. Kennedy*.

Was ein weiblicher, was ein männlicher Vorname ist, ist für Menschen aus anderen kulturellen Kontexten oft nicht erkennbar. Das kann zu interkulturellen Missverständnissen führen. Das deutsche Namenrecht erlaubt keine Vornamen, die nicht eindeutig das Geschlecht erkennen lassen. Ein Problem kann es geben, wenn beispielsweise ein aus Italien eingewanderter Vater den eigenen Namen an seinen Sohn weiter geben will und er den italienischen Männernamen *Andrea* trägt. In Deutschland ist dies ein Mädchenname und für einen Jungen unzulässig. Sind uns Sprache und kulturelle Gepflogenheiten fremd, ist es oft nicht möglich, aus einem Namen auf das Geschlecht zu schließen. Aus der eigenen Sprache vertraute Ableitungen erweisen sich oft als unzutreffend. So beschwerte sich ein Teilnehmer an einer interkulturellen Fortbildung, als er die Teilnahmebescheinigung ausgehändigt bekam. Statt auf Herrn war sie auf Frau *Gianluca Dzamonja* ausgestellt worden. Die zuständige Sachbearbeiterin hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, ihr unbekannte Vornamen, die auf „a“ enden, dem weiblichen Geschlecht zuzuordnen.

Die Variationsmöglichkeiten für die Benennung von Kindern erscheinen endlos. Sie können nach Tieren, Pflanzen und Orten benannt werden, Familientraditionen folgen oder gerade einfach modern sein. Sie können ihren Namen der Vorliebe ihrer Eltern für bekannte Personen aus Politik, Sport oder der Filmbranche verdanken. Ein Beispiel für die politische Orientierung der Eltern ist die russische Namensschöpfung *Mels*. Der Name ist ein Akronym, ein Initialwort, für „Marx-Engels-Lenin-Stalin“. Religiöse Motive, wie die Benennung nach Vorbildern aus dem Talmud, der Bibel oder dem Koran, haben in vielen kulturellen Kontexten eine große Bedeutung. Namen können, wie der ausgefallene puritanische Name *Kill Sin* (*töte die Sünde*) oder der arabische Name *Abd Allah* (*Sklave Allahs*), einen Appell enthalten, der die Lebensgestaltung der Kinder betrifft (vgl. Crystal 1995: 113). Kinder können aber auch in manchen Gesellschaften nach unangenehmen Vorstellungen benannt werden, um böse Geister von ihnen fernzuhalten. (Siehe dazu auch das Kapitel „Namen, Volksglaube und Mystik.“) Manche Kinder werden nach Ereignissen oder Lebensumständen benannt, wie beispielsweise *Kathini*. Der Name des Mädchens aus Kenia bedeutet *die im Bauch Schwierigkeiten machte* (Wieland u.a. 2000: 43) und lässt auf eine schwierige Schwangerschaft schließen. Auch erwünschte Charakterzüge können die Namensgebung inspirieren und dabei geschlechtsspezifische Vorstellungen wiedergeben. So unterscheiden sich in vielen Ländern traditionell erwünschte Rollenbilder von Mädchen und Jungen. Beispielsweise lassen die türkischen Mädchenamen *Nurten* (*leuchtende Haut*) oder *Gülümser* (*die Lächelnde*) und die türkischen Jungennamen *Berkel* (*starke Hand*) oder *Erdoğan* (*tapfer Geborener*) auf von den Eltern als positiv bewertete Eigenschaften ihrer Töchter und Söhne schließen. Die Beispiele

zeigen, wie vielfältig die Vornamengebung sein kann, und machen deutlich, dass besonders in der Arbeit mit multikulturellen Gruppen, seien es Kinder in der Vorschulerziehung, Schülerinnen und Schüler oder Erwachsene, das Thema Namen eine große Bedeutung für interkulturelle Arbeitsansätze hat und dass das soziale Zusammenspiel von Menschen unterschiedlicher Herkunft dadurch beeinflusst ist, wie mit Namen umgegangen wird. Beispiele, wie in diesen pädagogischen und sozialarbeiterischen Arbeitszusammenhängen Personennamen thematisiert werden können, finden sich im Kapitel „Namen in der interkulturellen Praxis“.

So wie die Vornamen unterscheiden sich auch die Familiennamensysteme. Sie haben sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten entwickelt oder wurden verpflichtend von staatlicher Seite eingeführt. Die Entstehung von Familiennamen ist immer von geografischen, historischen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Bedingungen beeinflusst. Rosa Kohlheim (1995: 1247) stellt fest, dass es prinzipiell zwei Möglichkeiten für die Entstehung von Familiennamen gibt. Ein Teil der Familiennamen entstand aus Beinamen, die den Namenträgern in ihren jeweiligen sozialen Gruppen von anderen verliehen wurden. Beinamen hatten die Funktion, den ursprünglichen Namensträger aufgrund eines besonderen Merkmals zu charakterisieren und zu identifizieren. Im Laufe der Zeit verfestigte sich der ursprüngliche Beiname zum Familiennamen. Gerade die aus Beinamen hervorgegangenen Familiennamen zeigen eine große Vielfalt auf. Sie können aus charakterlichen Merkmalen, beruflichen Tätigkeiten, dem Aussehen einer Person, ihrer Wohnumgebung und anderen Merkmalen abgeleitet worden sein. Gemeinsam ist in vielen Ländern beispielsweise die Ableitung des Familiennamens aus dem Beruf. So kann dieser direkt als Name vergeben werden wie der deutsche Name *Schmied* oder *Schmidt*, der in vielen Sprachen vorkommt. Er lautet beispielsweise niederländisch *De Smet*, englisch *Smith*, russisch *Kuznecov*, ukrainisch *Kovalenko*, polnisch *Kowalski*, tschechisch *Kovář*, französisch *Lefèvre*, italienisch *Ferrari*, katalanisch *Ferrer*, spanisch *Herrero*, portugiesisch *Ferreiro*, türkisch *Demirci* (ebd., S. 1248). Die Vielfalt von Variationen der aus dem Schmiedberuf abgeleiteten Familiennamen ergibt sich aus der Möglichkeit, dass statt der Berufsbezeichnung auf ein charakteristisches Werkzeug (*Hammer*), ein Produkt (*Raiffeisen*), das Arbeitsmaterial (*Stahl*) oder andere Möglichkeiten der Umschreibung zurückgegriffen werden kann. Weitere Beispiele von Gemeinsamkeiten und Unterschieden finden sich im Kapitel „Die Entstehung von Familiennamen“.

Die zweite Möglichkeit ist die bewusste Schöpfung eines Familiennamens durch den Namensträger selbst oder die Vergabe eines Familiennamens durch eine Institution oder Behörde. Für bewusste Namensschöpfungen waren häufig staatliche Verordnungen Anlass, die eine Annahme von Familiennamen vorschrieben, wie beispielsweise für die jüdische Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland (vgl. Kapitel „Namen der Juden“) oder im Rahmen der Reformen durch Kemal Mustafa 1934 in der Türkei (vgl. Kapitel „Herkunftsland Türkei“). Wählten die Betroffenen ihren Familiennamen nicht selbst oder durften sie ihn nicht selbst wählen, wurde der neue Name durch die Behörde vergeben. Andere Anlässe waren institutionelle Vorschriften wie beispielsweise die der russisch-orthodoxen Kirche, die ihren Schülern bei Eintritt ins Priesteramt seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert Familiennamen verlieh, die sich von anderen russischen Familiennamen abheben (ebd., S. 1255). Nicht selten ändern Menschen mit Migrationshinter-

2. NAMEN IN DER INTERKULTURELLEN PRAXIS

2.1 Namen in interkulturellen Begegnungssituationen: Anregungen aus Gruppenbefragungen

Erwartungsabfrage in Fokusgruppen

Die folgenden Anregungen zum Umgang mit Eigennamen in interkulturellen Begegnungssituationen beziehen sich vor allem auf die Begegnung in Einrichtungen der Sozialen Arbeit. Sie sind das Ergebnis von fünf Fokusgruppenbefragungen, die im Rahmen des Projektes „Interkulturelle Qualitätsentwicklung im Sozialraum“ (vgl. Handschuck 2008) und im Mehrgenerationenhaus „Unter den Arkaden“ (vgl. Frauenknecht/Weber 2008) in München durchgeführt wurden. Zielsetzung dieser Befragungen war es, allgemeine Erwartungen der Nutzerinnen und Nutzer an die Servicequalität unterschiedlicher sozialer Einrichtungen zu ermitteln. Das gesammelte Datenmaterial wurde für die vorliegende Veröffentlichung erneut ausgewertet, um Aussagen zum Umgang mit Eigennamen heraus zu filtern. Überraschend war das Ergebnis, dass sich in allen fünf Befragungen die Diskutanten mit der Bedeutung von Namen auseinandergesetzt haben. Befragt worden waren

- eine internationale Frauengruppe mit Frauen ausschließlich nichtdeutscher Herkunft (Berufsförderung),
- eine gemischtgeschlechtliche Jugendgruppe unterschiedlicher Herkunft (Jugendarbeit im Freizeitzentrum),
- zwei Gruppen gemischtgeschlechtlicher Erwachsener, überwiegend Frauen unterschiedlicher Herkunft (Elternarbeit/Gemeinwesenarbeit)
- und eine Frauengruppe, die überwiegend aus Frauen mit Migrationshintergrund bestand (Frauentreff).

Ein Teil der von den Beteiligten geäußerten Erwartungen bezogen sich auch auf die Kommunikation im Behördenkontext und gingen über die Erwartungen an die jeweiligen Einrichtungen, in denen die Befragung stattfand, hinaus.

Die Methode der SERVQUAL-Befragung wurde von Zeithaml, Prasuman und Berry (1992) entwickelt. Sie beschäftigten sich mit der Fragestellung, wie die Erwartungen von Kundinnen und Kunden ermittelt werden können, da die Zufriedenheit maßgeblich dadurch bestimmt wird, ob die Erwartung an eine qualitativ hochwertige Dienstleistung und das Erleben dieser Dienstleistung übereinstimmen. Entsteht eine Lücke zwischen Erwartung und Erleben, beeinflusst das die Bewertung der Dienstleistung insgesamt, auch wenn die wahrgenommene Lücke sich nur auf einen Teilaspekt der Dienstleistung bezieht. Zeithaml, Prasuman und Berry ermittelten zehn Qualitätsservicekriterien, die für die Beurteilung von Dienstleistungen maßgeblich sind. Eine ausführliche Darstellung der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Nutzerinnen und Nutzerbefragungen findet sich in der demnächst erscheinenden Veröffentlichung „Mehrgenerationenarbeit“ (Handschuck/Schröder 2010). Die im Folgenden dargestellten Erwartungen und Ideen von Nutzerinnen und Nutzern zum Umgang mit Namen in sozialen Einrichtungen sind den von Zeithaml, Prasuman und Berry ermittelten zehn Qualitätsservicekriterien zugeordnet.

Erscheinungsbild

In allen fünf Diskussionsgruppen tauschten sich die Diskutanten darüber aus, dass der erste Besuch einer Einrichtung oft mit einer Verunsicherung einhergeht, die dadurch gemildert werden kann, dass man zumindest eine Person in der Einrichtung namentlich kennt. Dadurch fällt es leichter, nach dieser Person zu fragen und den ersten Kontakt aufzubauen. Die Kontaktaufnahme wird durch das Erscheinungsbild der Einrichtung, besonders durch die Gestaltung des Eingangsbereichs, erleichtert oder erschwert. Den Zugang erleichtert eine Infotheke oder „ein Büro mit offener Tür“. Ein ansprechend gestalteter Wartebereich trägt zur Entspannung bei.

In allen befragten Gruppen wünschten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eine Hilfe bei der Kontaktaufnahme. Die Frauen der internationalen Frauengruppe äußerten, dass es ihnen schwer falle, zu überblicken, wer in der Einrichtung arbeitet und wer Besucherin ist, da dies äußerlich nicht erkennbar sei. Ein häufiger Wechsel von Praktikantinnen und Honorarkräften erschwere den Überblick auch für Frauen, die die Einrichtung bereits kennen. Gewünscht wurde eine Übersichttafel im Eingangsbereich mit Fotos von allen Mitarbeiterinnen, ihren Namen und was sie jeweils in der Einrichtung anbieten.

Als Beispiel für eine unangenehme Wartesituation wurde ein Warteraum in einer Behörde genannt. Durch die Anordnung der Stühle in Reihen sei es kaum möglich, mit anderen Wartenden ins Gespräch zu kommen. Der Aufruf mit Nummern statt mit Namen sei unpersönlich und einschüchternd.

Ausstattung

In zwei Gruppen erwarteten die Befragten, dass durch Namensschilder (gemischte Gruppe Erwachsener) oder durch auffällige Buttons mit dem Logo der Einrichtung und dem Vornamen (Jugendgruppe) erkennbar sein sollte, wer als Fachkraft ansprechbar ist.

Namensschilder an den Zimmertüren sollten nicht nur den Vor- und Zunamen aufführen, sondern auch durch die übliche Anrede „Frau“ oder „Herr“ ergänzt sein. Nicht immer erschließe sich im interkulturellen Kontext aus dem Vornamen das Geschlecht. Wenn Fachkräfte nicht mit ihrem Vornamen angesprochen werden möchten, sollte dieser auch nicht auf dem Namensschild stehen. Eine Teilnehmerin berichtete, dass sie aus Unkenntnis den Vornamen, verbunden mit der Anrede „Frau“, bei einer Sachbearbeiterin verwendet habe. Erst nach mehreren Treffen sei sie von der Fachkraft unfreundlich darauf hingewiesen worden, dass das in Deutschland nicht üblich sei. Sie habe sich zurechtgewiesen gefühlt, sich geschämt und sei nicht mehr gerne in die Beratung gegangen.

Hilfreich sei, wenn Informationsbroschüren nicht nur das Angebot beschreiben, sondern auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter namentlich und möglichst mit Foto vorstellen.

Erwartet wurden in drei Gruppen Visitenkarten, die es ermöglichen, sich den Namen der zuständigen Fachkraft zu merken.

Zuverlässigkeit

In drei Gruppen tauschten die Befragten ihre Erfahrung aus, dass die angegebenen Namen auf Türschildern, in den ausliegenden Broschüren oder im Telefonverzeichnis selten mit den angebotenen Personen übereinstimmen. Durch leicht austauschbare Einsteckkarten bei Tür- und Anstecknamenschildchen könnten beispielsweise Namen, Funktionen und Personen ständig aktualisiert werden. Veränderungen in der Zuständigkeit könnten in Broschüren handschriftlich vermerkt werden, wenn ein Neudruck nicht finanzierbar sei.

In allen Gruppen wünschten sich die Befragten, dass die Fachkräfte sich ihre Namen merken oder notieren, und sie namentlich angesprochen werden. Dadurch fühle man sich als Person wahrgenommen.

Die zuverlässig richtige Schreibweise ihrer Namen wurde in vier Gruppen als Erwartung angesprochen. Alle hatten die Erfahrung gemacht, dass sie Briefe erhalten mit teilweise kuriosen Falschreibungen ihrer Namen. Der Austausch darüber wurde sehr lebhaft geführt. Von einem Teil der Diskutanten wurde darüber Belustigung, von anderen aber auch Kränkung und Verärgerung ausgedrückt. Überwiegend wurde die Falschreibung von Namen als Inkompetenz wahrgenommen.

Kompetenz

In allen Gruppen wurde diskutiert, dass im interkulturellen Kontext oft Vor- und Nachname falsch zugeordnet werden. Auch kann es passieren, dass gerade Menschen mit Migrationshintergrund jahrelang mit dem falschen Geschlecht angeschrieben werden. Erwartet wurde, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Wertschätzung ausdrückten, sich um die richtige Aussprache und Schreibweise bemühten und dies durch Nachfragen verdeutlichten. Ein Teilnehmer aus der Jugendgruppe berichtete, dass ein Sozialpädagoge in zwei Jahren noch immer nicht gelernt habe, seinen Namen richtig auszusprechen, was dazu geführt habe, dass er nicht mehr an den Angeboten dieser Fachkraft teilnehmen würde.

In zwei Gruppen wurde erwartet, dass gerade die Fachkräfte, die viel mit Menschen mit Migrationshintergrund zu tun haben, sich die wichtigsten Ausspracheregeln ihrer Zielgruppe aneigneten. Eine Teilnehmerin empörte sich darüber, dass sie ständig auf ihre Aussprachefehler von einer Jugendamtsmitarbeiterin hingewiesen worden wäre, diese aber nicht einmal einen üblichen türkischen Familiennamen richtig aussprechen könne.

Von einem Teil der Befragten wurde gewünscht, dass bei der Schreibung ihrer Namen die üblichen Sonderzeichen verwendet würden, da sie Bestandteil ihres Namens seien und sich die Bedeutung ihrer Namen durch eine eingedeutschte Schreibweise verändern würde.

Entgegenkommen

Für den Gesprächseinstieg, auch im Behördenkontakt, ist es eine Erleichterung, wenn die Sachbearbeiterin oder der Sachbearbeiter nicht nur nach Namen und Anliegen fragen, sondern sich auch mit ihrem Namen und ihrer Funktion vorstellen. Erwartet wurde darüber hinaus die Nachfrage, mit welchem Namen die Nutzerin oder der Nutzer einer sozialen Einrichtung angesprochen werden möchten.

Die Akzeptanz der Selbstdefinition wurde besonders intensiv in der Jugendgruppe diskutiert. Beispielsweise wollte eine Jugendliche nicht von den sozialpädagogischen Fachkräften mit ihrem Spitznamen angesprochen werden. Der sei nur ihren Freundinnen und Freunden vorbehalten. Ein Jugendlicher legte dagegen sehr viel Wert darauf, mit Spitznamen angesprochen zu werden, weil er sich durch seinen offiziellen Vornamen gar nicht angesprochen fühlen würde. Viele der Jugendlichen legten auf unterschiedliche Ansprachen in unterschiedlichen Kontexten Wert – wobei überwiegend die Ansprache mit dem offiziellen Vornamen durch die Eltern und durch Schulpädagogen gewünscht wurde, während dem Spitznamen oder auch unterschiedlichen Spitznamen in der Ansprache der Jugendlichen unter sich der Vorzug gegeben wurde. Kosenamen sollten öffentlich vermieden werden und seien nur im Kontakt mit der Partnerin oder dem Partner erlaubt. Ein Jugendlicher erzählte, dass er im Fußballverein nur „Bombe“ genannt würde und, wenn er „Mist gebaut“ habe, auch mal „Banane“. Das sei im Verein durchaus „okay“, nicht aber im Jugendzentrum, da trage er einen anderen Spitznamen.

Was gehört dir allein und doch benutzen
es andere häufiger als du? – Dein Name.
Kinderrätsel

3 ■ BIOGRAFISCHE ERZÄHLUNGEN ZU NAMEN

Zusammenfassende Einführung

Die Interviews mit den Gesprächspartnerinnen und -partnern waren für uns besonders berührend, beeindruckend und sehr informativ. Bei einigen Gesprächen sind durch unsere Fragen wichtige Begebenheiten wieder erinnert, Prozesse der Bewusstwerdung angestoßen oder auch Verletzungen und Traumatisierungen erneut durchlebt worden, was auch emotional sehr bewegend war. Einige der Interviewten waren von der Wiederbelebung der eigenen Biografie derart aufgewühlt, dass sie von sich aus weitere Gespräche gesucht haben. Durchgehend erschließt sich, dass der eigene Name in den verschiedenen Lebensphasen eine unterschiedliche Bedeutung hat. In fast allen Gesprächen wird deutlich, dass die Akzeptanz der eigenen Person in der Kindergruppe, in der Schule oder in der Gruppe gleichaltriger Jugendlicher mit dem Ringen um Benennungen einhergeht. Übergänge in den verschiedenen Lebensphasen, die Arbeit an der eigenen Identität spiegeln sich in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Namen wider.

Die besonders einschneidenden Erlebnisse waren die Schilderungen, in denen unsere Gesprächspartnerinnen und -partner Opfer von unterdrückender Namenpolitik geworden sind.

Das Verbot von Sprache und Schrift hatte zur Konsequenz, dass auch die Herkunftsnamen untersagt waren oder nur erschwert Verwendung finden konnten, weil die Namengebung mit der Herkunftssprache eng verbunden ist. Das führt zu einer besonders konflikthaften Auseinandersetzung mit dem eigenen Namen, sowohl innerpsychisch als auch gesellschaftspolitisch. In der Diasporasituation werden diese Konflikte und die mit ihnen verbundene Auseinandersetzung um kollektive und personale Identität erneut zum Thema, wie die Interviews sowohl mit *Alixan Bozkurt* als auch mit *Sait Demir* verdeutlichen. Die erlebte Unterdrückung und Abwertung mündete bei beiden

in einen Kampf um die Akzeptanz ihrer ethnischen Herkunft, die durch die Anerkennung der assyrischen und kurdischen Sprache, Schrift und Namengebung ihren Ausdruck findet. Sowohl *Sait* als auch *Alixan* setzen sich nicht nur für ihre persönlichen Rechte der freien Namenwahl ohne eine Bevormundung von der türkischen Regierungsseite ein, sie gehen beide den Weg, auch Angehörige ihrer Herkunftsgruppe dabei zu unterstützen.

Fast alle Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner haben die Erfahrung gemacht, dass sich der eigene Name durch die Migration verändert, dass unbekannte Namen befremden, sie nicht erinnert werden, dass ihre Bedeutung unbekannt ist, dass sie falsch ausgesprochen und geschrieben werden, dass die Namensträger Spott erfahren, dass die Ansprache mit dem Namen umgangen wird oder sie gar umbenannt werden. Der eigene Name wird so zu einem Problem der Alltagskommunikation und gibt Anlass, das Recht auf Selbstdefinition und auf die eigene Identität in Frage zu stellen. Aus den Interviews wird aber auch deutlich, dass in der Emigration durch die Betroffenen vielfältige Strategien entwickelt werden, mit dieser Missachtung umzugehen. Das reicht von Resignation, Rückzug und Anpassung über Kompromisse bis zu dem mühsamen Unterfangen und dem bewussten Kampf, Respekt und Lernwillen von Seiten der Aufnahmegesellschaft einzufordern und durch zivilgesellschaftliches Engagement, etwa durch die Herausgabe eigener Namenbücher, sich aktiv einzumischen.

Mehr noch als in europäischen Gesellschaften geben Namen beispielsweise in arabischen oder kurdischen Gesellschaften Hinweise auf die Herkunft aus einem bestimmten Stamm oder einer bekannten Familie. Das ist zugleich eine Grundlage für Vertrauen oder Misstrauen und damit für Geschäftspartnerschaften oder Eheschließungen. Diese Identität stiftende Tradition wird in die Fremde herübergerettet und soweit möglich bewahrt, verliert aber an Bedeutung. Durch fast alle Gespräche zieht sich die Hochachtung, die der Bedeutung von Namen zukommt. Immer wieder werden sie als Charakteristika der jeweiligen Person verstanden und sie werden bewusst gewählt, um durch die Namenwahl Wünsche der Eltern wahr werden zu lassen, weil man glaubt, der Name habe unmittelbare Auswirkungen auf die Entwicklung des Charakters.

Das macht einmal die Bedeutung des Wissens um Namen und des korrekten Umgangs mit ihnen klar. Es wird deutlich, dass die namentliche Anrede Beziehungen und soziale Kontakte strukturiert, dass aus ihr Emotionen, Rollenzuweisungen, Nähe oder Befremdung ablesbar sind. So wie die gewünschte Anrede Wohlwollen, Dialogbereitschaft und Anerkennung vermittelt, kann die unerwünschte Anrede kränken, zurückweisen und verletzen.

Schließlich spielt auch beim Umgang mit Namen das Geschlechterverhältnis eine wesentliche Rolle. Noch immer gibt es viele Länder, in denen sich die Weitergabe des Familiennamens am Mann orientiert, was ja auch in Deutschland bis vor kurzem Gesetz gewesen ist. Selbst wenn Frauen frei den Namen wählen können, heißen die Kinder nach dem Ehemann. Aus den unterschiedlichen Namen ergeben sich gerade für Frauen oft Probleme in der Bewältigung des Alltags. Bei der Auswahl von Jungen- bzw. Mädchennamen spiegeln sich häufig die gesellschaftlichen Erwartungen an Jungen und Mädchen wider. Die hervorgehobene Rolle der Jungen führt entweder zu besonders schönen Namen oder auch, im Gegenteil, zu einer Namenwahl, die böse Geister abschrecken soll, was bei den Mädchen nicht so wichtig erscheint.

Und eines wird aus den Interviews auch offensichtlich: In vielen Ländern haben religiöse Traditionen für die Namenwahl eine entscheidende Rolle gespielt. An der Auswahl waren bestimmte Verwandte, in der Regel die Großeltern oder Paten, maßgeblich oder allein beteiligt. Diese Traditionen verlieren im Zuge der weltweiten Globalisierung an Gewicht und die Wahl der Namen beginnt sich immer mehr zu internationalisieren und damit anzugleichen.

Den Namen wählt man mit dem Herzen.
Aso Zagrosî

3.1 **Alixan Bozkurt: Kurdische Namen waren verboten.**

Alixan (gesprochen Alichan) ist ein Spitzname. Diesen Name trage ich seit 1991. Ich war in Syrien und wollte mit anderen in den Irak. An der Grenze, am Fluss Tigris, mussten wir beim Grenzübergang unsere Namen angeben. Wir gaben nicht unsere offiziellen, sondern falsche Namen an, um uns zu schützen. Ich habe einen Freund namens *Alixan* und dessen Name fiel mir ein. So habe ich mich *Alixan* genannt. Alle meine Freunde haben seit dieser Zeit diesen Vornamen benutzt und ich habe ihn als meinen eigenen Namen akzeptiert. Meinen ursprünglichen Vornamen benutze ich gar nicht. Namen haben etwas mit der eigenen Identität zu tun. In der Türkei waren kurdische Namen verboten. Meine Eltern mussten mir einen türkischen Namen geben. Das war problematisch. Sie haben mir den Namen meines älteren Bruders gegeben als Andenken an ihn, aber sie selbst haben den Namen nie benutzt. Mein Vater wollte, dass ich *Mixê* heiße, das entspricht dem Namen *Michael*. Durch den Tod meines Bruders kam es dann anders. Aber mein Vater hat mich innerhalb der Familie immer *Mixê* genannt. Mein offizieller Vorname lautet *Mublis*. Dieser Name ist arabischer Herkunft. Die kurdische Variante lautet *Muxlis*, aber das „x“ ist in der Türkei verboten. In der kurdischen Schriftsprache gibt es Buchstaben, die in der türkischen Schriftsprache nicht vorkommen. Diese Buchstaben dürfen nicht benutzt werden. Es sind die Buchstaben x, w, q, ê, î. Diese Buchstaben sind verboten und damit auch kurdische Namen, in denen diese Buchstaben vorkommen. Wenn jemand seine Tochter beispielsweise *Xezal* nennen möchte, dann muss er die türkische Schreibweise *Hezal* benutzen. Aber *Hezal* hat eine andere Bedeutung. Ein anderer häufiger kurdischer Jungenname lautet *Welat*. Auch er ist nicht erlaubt, weil er ein „w“ beinhaltet.

Darum haben die meisten Kurdinnen und Kurden zwei Namen. Einen kurdischen Namen, der in der Familie und von Freunden gebraucht wird, und einen türkischen Namen für den offiziellen Bereich. Niemand gibt bei einer Behörde seinen kurdischen Namen an, aber im Privatleben wird nur der kurdische Name benutzt.

Bei den Kurden sind oft die Familiennamen Namen des Stammes, zu dem man gehört. Der Stammesname wird als Familienname benutzt. Zum Beispiel *Muziri* ist der Name eines Stammes. Als türkischer Familienname muss er dann *Muziri* geschrieben werden und wird anders ausgesprochen. Ein problematisches Beispiel ist der Name *Şer*. Er darf nicht so geschrieben werden. Der Name bedeutet „Löwe“. Im Türkischen wird er zu *Şer*. Das wird nicht nur anders ausgesprochen, es hat auch eine ganz andere, problematische Bedeutung. Das Wort „Şer“ bedeutet „Krieg“. Es ist nicht so, dass der Buchstabe „W“ grundsätzlich in der Türkei verboten ist. Es gibt einen Fernsehsender der heißt „Show-TV“. Wenn ein englisches, deutsches oder französisches Wort übernommen wird und ein „W“ enthält, dann ist das kein Problem, nicht aber das kurdische „W“. Das ist nicht erlaubt. Wenn ein Kurde das Wort „Welat“ schreibt, das bedeutet „Land“, dann ist das nicht erlaubt. Oder unser Neujahrsfest heißt „Newroz“. Auch diesen Begriff zu gebrauchen, ist nicht erlaubt. Er muss „Nevroz“ geschrieben werden, auf allen Glückwunschkarten. Selbst der Bürgermeister einer Stadt, der den verbotenen Buchstaben „w“ verwendet hat, musste sechs Monate ins Gefängnis. Eltern, die versuchen, kurdische Namen für ihre Kinder eintragen zu lassen, werden verdächtigt, mit terroristischen Gruppen zu sympathisieren.

In meinem Leben hatte ich viele verschiedene Namen. In der Familie und unter unseren Bekannten wurde ich *Mixê* genannt, mein offizieller Vorname lautete *Mublis*. Als ich in einer kurdischen politischen Studentenorganisation mitgearbeitet habe, gaben wir uns alle Decknamen, meiner lautete *Ali*. Im Internet veröffentlichte ich Artikel unter dem Namen *Aso Zagrosî*. Das ist mein Pseudonym und die meisten Kurden kennen mich unter *Aso*. Es sind über hundert Einträge zu finden. In Frankreich, wo ich politisches Asyl beantragte, nennen mich meine Freunde und Bekannten *Alirîza*. Jetzt heiße ich *Alixan*.

Der Name *Bozkurt* wurde unserer Familie von der türkischen Regierung gegeben. Er bedeutet „grauer Wolf“. Die türkischen Faschisten nennen sich „Graue Wölfe“. So heißen zu müssen, als kurdische Familie so heißen zu müssen, das ist ein restriktiver Akt ohne die Möglichkeit, sich dagegen wehren zu können. Ein anderes Beispiel ist *Xalis*. Er war Sohn eines Führers eines kurdischen Stammes, der einen Aufstand machte. Das war 1927. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, viele Kurden wurden deportiert, auch er. Erst 1950 durfte er im Rahmen einer Amnestie zurück in sein Heimatland, aber er musste einen neuen Namen annehmen. Man gab ihm den Namen *Öztürk*. Das bedeutet „Der echte Türke“. 1951 wurde er Abgeordneter und stellte fest, dass es im türkischen Parlament viele gab, die auch diesen Namen führten. Diese Leute kamen nicht aus den kurdischen Gebieten der Türkei und er verstand nicht, warum sie denselben Namen trugen. Es waren Armenier, Perser oder Griechen von ihrer Herkunft her, gehörten also Minderheiten an und waren alle durch ihren Namen *Öztürk* zu „echten Türken“ gemacht worden. So auch *Ahmed Türk*, der Vorsitzende der kurdischen Partei, er sitzt im Parlament und wird durch seinen Namen als Türke gekennzeichnet.

Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat
Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.
Max Frisch (1911–1991), Tagebuch 1966–1971

4 ■ HERKUNFTSLÄNDER IN DEUTSCHLAND LEBENDER MIGRANTEN

Einführung

Migration

Deutschland ist seit vielen Jahrzehnten ein Land, das Arbeitsmigrantinnen und -migranten gebraucht hat, um die wirtschaftliche Entwicklung zu gewährleisten. Schon in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts waren es Polen im Ruhrgebiet, die zur Arbeit gekommen und sesshaft geworden sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind es zwölf Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen gewesen, die in den Arbeitsprozess und das soziale Leben eingegliedert werden wollten und die ein Reservoir für lange Zeit zu sein schienen. Ihr Integrationsprozess war schwieriger, als rückblickend unsere Gesellschaft wahrhaben will, und weist viele Parallelen zu späteren Zeiten auf. Auch ihnen schlugen vielfach Misstrauen und Ablehnung entgegen, soziale Wertschätzung und die Anerkennung gerade auch ihrer Aufbauleistung blieb vielen versagt. Gleichwohl waren ökonomischer Aufschwung und soziale Integration schon nach einer Dekade soweit abgeschlossen, dass eine neue Phase der Arbeitsmigration eingeleitet werden musste.

Eine wahre Völkerwanderung hat seit 1955 begonnen, als sich die Bundesrepublik Deutschland entschieden hat, ihr „Wirtschaftswunder“ zehn Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs durch „Gastarbeiter“ zu stabilisieren, weil im Lande praktisch Vollbeschäftigung herrschte. Zwischen 1955 und 1968 wurden mit sieben Ländern rund ums Mittelmeer offizielle Anwerbevereinbarungen abgeschlossen. Beide Seiten gingen übereinstimmend davon aus, dass der Arbeitsaufenthalt nur vorübergehend sein werde. Auf die sich verschlechternde ökonomische Situation reagierten Ausländerpolitik und Ausländerrecht sehr restriktiv durch einen generellen Anwerbestopp mit der Folge, dass die angeworbenen Arbeitskräfte blieben, ihre Familien nachholten bzw. hier neu

gründeten und zu einem Teil der Wohnbevölkerung wurden. Die Bundesrepublik war – ohne es zu wollen und ohne es politisch anzuerkennen – zum Einwanderungsland geworden.

Darüber hinaus garantierte Deutschland unter dem Eindruck der Schrecken des Nazi-Regimes in seinem Grundgesetz von 1949 in Art. 16 ein großzügiges Asylrecht. Die Ost-West-Konfrontation des Kalten Krieges, Bürgerkriege in vielen Teilen der Welt sowie ökonomische und ökologische Katastrophen waren Ursachen für einen weiteren Zustrom von Menschen aus anderen Ländern als Flüchtlinge und Vertriebene, der erst mit dem „Asylkompromiss“ von 1993 ein Ende gefunden hat.

Die Wanderungsbewegungen halten trotz Anwerbestopp und Asylrechtsverschlechterungen auf geringerem Niveau bis heute an. Im Jahr 2006 zogen insgesamt 89 799 Unionsbürgerinnen und -bürger aus den alten EU-Staaten nach Deutschland. Ihr Anteil an Zuzügen entspricht 13,6 % an der Gesamtzuwanderung. Die größten Gruppen bildeten Staatsangehörige aus Italien (20,4 %), aus Frankreich (14,1 %) und aus den Niederlanden (11,9 %).

Aus den neuen EU-Staaten wurden 199 447 Zuzüge von Unionsbürgerinnen und -bürgern registriert. Ihr Anteil beträgt 30,1 % an der Gesamtzuwanderung. Mehr als drei Viertel der Zuzüge entfiel auf polnische Staatsangehörige (76,6 %). Die zweitgrößte Gruppe bilden ungarische Staatsangehörige (9,4 %) vor Slowaken (5,7 %) und Tschechen (3,9 %).

Mit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts von 2000 und einem neuen Ausländerrecht im Jahr 2005 hat die deutsche Politik rechtlich und politisch nachvollzogen und anerkannt, dass Deutschland ein „Zuwanderungsland“ geworden ist. Damit ist aber noch längst nicht die soziale und kulturelle Integration der Zugewanderten erreicht. Interkulturelle Verständigung ist von Anerkennung geprägt. Zur Wertschätzung von Menschen gehört deren Wahrnehmung, das beinhaltet die Kenntnis ihrer Herkunft. Dazu sollen die folgenden Länderinformationen einen Beitrag leisten.

Auswahl der Länder

Bei den länderspezifischen Kurzinformationen mussten wir uns auf eine Auswahl von Ländern beschränken. Orientiert haben wir uns dabei zunächst an den größten Einwanderungsgruppen in Deutschland und damit an den Ländern, aus denen die von der Bundesrepublik Deutschland und der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik angeworbenen Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten stammen. Ferner waren uns die großen Nachbarländer wichtig, mit denen intensive Kontakte bestehen oder aus denen zunehmend große Zuwanderungsgruppen kommen. Ein weiteres Auswahlkriterium waren größere Gruppen von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen aus ihren Ländern flüchten mussten und für die die Dienstleistungen von Kommunen und Verbänden sich gleichfalls öffnen sollten. Das gilt für einige Länder des arabischen Raums

und für Afrika. Wichtig war uns, daran zu erinnern, dass von einer durch die Staatsangehörigkeit ausgewiesenen nationalen Herkunft der Zugewanderten nicht auf deren vermeintliche sprachliche und ethnische Homogenität geschlossen werden kann. Das deutsche Recht und ihm folgend das Bildungssystem, Gesundheitswesen oder die Soziale Arbeit orientieren sich an der durch den Pass dokumentierten staatlichen Nationalität und kennen nur Spanier oder Türken, differenzieren nicht beispielsweise nach Katalanen oder Kurden. Soweit möglich, soll deshalb die Vielfalt ethnischer und religiöser Minderheiten angesprochen und die Herkunftssprache zum Ausgangspunkt einer angemessenen Würdigung gemacht werden.

Information zum Herkunftsland

Jede Kurzinformation stellt zunächst das Herkunftsland vor und beschränkt sich dabei auf wichtige Informationen zu den Migrationsmotiven der Zugewanderten und zur Größenordnung der Minderheit, wobei die amtliche Statistik nur ausländische Staatsangehörige ausweist und damit Eingebürgerte nicht berücksichtigt. Die tatsächlichen Zahlen der Zugewanderten aus den einzelnen Ländern sind daher deutlich höher. Weiter wird darüber informiert, wie viele Zuwanderungsgruppen schon sehr lange in Deutschland leben und damit zu einem Teil der Wohnbevölkerung geworden sind. Je nach Anlass finden sich auch Angaben zur Bevölkerungsstruktur im Herkunftsland im Hinblick auf ethnische Minderheiten, auf die Vielfalt der gesprochenen Sprachen und auf die wichtigsten religiösen Gruppen. Als Quellen dient uns neben dem Standardlexikon zu den ethnischen Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland (Schmalz-Jakobsen/Hansen 1995) vorwiegend das Auswärtige Amt, insbesondere dann, wenn unterschiedliche Quellen einander widersprechende Zahlen enthalten. Alle Zahlen geben deshalb eher Größenordnungen, Relationen und Tendenzen an. Diese Beschränkung rechtfertigt es auch, für einzelne Länder, bei denen Informationen schwieriger zu finden waren, wikipedia als Quelle heranzuziehen.

Namensystem und Namenrecht

Wichtig waren uns die Hinweise auf Namen und Namenrecht, ohne eine namenkundliche Abhandlung vorlegen zu wollen. Aus den Unterschieden zwischen den rechtlichen Bestimmungen im Herkunftsland, den Traditionen und Alltagsbräuchen und unseren eigenen Regeln und praktischen Erfahrungen erwachsen ja die Missverständnisse und Missbräuche, die eine interkulturelle Verständigung erschweren. Wir haben deshalb die Tradition der Namengebung, das jeweilige überrkommene oder rechtlich kodifizierte Namenssystem und Namenrecht sowie die Auswirkungen auf die Geschlechter knapp dargestellt. An Beispielen wird das jeweils erläutert und, soweit vorhanden bzw. recherchierbar, werden die Bedeutungen der Namen vorgestellt. Dafür waren die Interviews und sonstigen Gespräche mit Vertreterinnen und Vertretern der Minderheiten sehr hilfreich. Für die rechtlichen Grundlagen waren die Länderinformationen des Bundesministeriums des Innern wertvoll, auf die verwiesen wird. Eingegangen wird auch auf Formen der höflichen Anrede und des Gebrauchs von Titeln oder Ehrennamen.

Die Unterschiedlichkeit der Namensysteme bedingt, dass unsere gewohnte Terminologie nicht immer anwendbar ist. Wir schreiben deshalb in der Regel Vor- bzw. Rufname und Nach- bzw. Familienname, weil der nachgestellte Familienname in einigen Kulturen wie China auch vorangestellt wird oder weil es gar keine Familiennamen gibt wie in Äthiopien.

Hinweise zur interkulturellen Kommunikation

Da gerade die länderspezifischen Hinweise zur interkulturellen Kommunikation einerseits immer wieder gewünscht werden, andererseits schnell als Orientierungshilfe überbewertet werden können und damit die Gefahr besteht, dass das Gelingen interkultureller Kommunikation stattdessen durch Klischees behindert wird, möchten wir hier noch einmal auf allgemeine Grundlagen der interkulturellen Kommunikation eingehen.

Erfolgreich ist Kommunikation dann, wenn die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner verstehen, was gemeint ist. Auch wenn beide Gesprächspartner die gleiche Sprache sprechen, kann vieles uneindeutig bleiben, da die Entschlüsselung von Botschaften immer durch soziale und kulturelle Deutungsmuster bestimmt ist. Hinzu kommt, dass, insbesondere bei der ersten Begegnung, die Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, zu klären, mit wem man es zu tun hat. Noch bevor ein Wort gesprochen wurde, kommuniziert man bereits, da es, wie Paul Watzlawick (1969) formulierte, nicht möglich ist, nicht zu kommunizieren. Schon der erste Blick ist Kommunikation und bestimmt die Haltung, mit der man jemanden gegenüber tritt. Die folgende Interviewpassage mit einem jungen Mann aus Afghanistan aus einer Studie zur interkulturellen Kommunikation in der Verwaltungspraxis verdeutlicht dies:

„Wenn man reinght, merkt man sofort, wie der Mensch reagiert. Sagt er etwas zu mir? Was sagt er? Ist er nett? Reagiert er überhaupt? Der Mann, merkt man im ersten Schritt, ist okay und manchmal nicht“ (Sorg 2002: 36).

Uschi Sorg kommt in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass bereits im ersten Kontakt die Weichen für eine erfolgreiche Kommunikation gestellt werden (ebd.). Kommunikation findet nie nur auf einer Sachebene statt, sondern sendet stets auch Mitteilungen auf der Beziehungsebene, aus denen hervorgeht, was man vom Gegenüber hält und wie man ihn/sie sieht (Schulz von Thun 1990: 28). Die Beziehung wird in der Regel aufgebaut durch Höflichkeitsrituale der Begrüßung, die sich insbesondere in interkulturellen Kontexten unterscheiden können. Die gegenseitige oder einseitige Vorstellung ist dabei immer mehr als eine sachliche Information, selbst im formalisierten Behördenkontakt. Da Kommunikationsstörungen überwiegend durch differente Kulturmuster bedingt sind, die auch Formen der Höflichkeit betreffen, und Beziehungsbotschaften überwiegend nonverbal, also durch Mimik, Tonfall, Gestik oder räumliche Distanz ausgedrückt werden, die einerseits kulturspezifisch andererseits nicht bewusst sind, kommt Georg Auernheimer (2003: 107) zu dem Schluss, dass die Hauptstörungsquellen in der interkulturellen Kommunikation auf der Beziehungsseite zu suchen sind.

Wie wir an verschiedenen Stellen deutlich gemacht haben, ist kulturspezifische Kommunikation nie eindeutig und damit kann es auch keine eindeutigen Verhaltensregeln geben, die auf eine interkulturelle Kommunikationssituation vorbereiten können. Nicht nur die Erstsprache, die nationale oder ethnische Herkunft sondern viele Faktoren, hier seien nur die Generationszugehörigkeit und das Geschlecht genannt, beeinflussen das Senden und Dekodieren von Nachrichten. In einer Gruppe von Jugendlichen kann es durchaus als Wohlwollen interpretiert werden, wenn ein unbekannter junger Mann einen Schulterhieb erhält verbunden mit der Frage: „Hey, Alter, wer bist denn Du?“ Im Kontext einer Gruppe von Senioren würde die Interpretation von Gestik, Stimmmodulation, Körperdistanz und Ansprache wohl anders ausfallen. Dementsprechend sind unsere kurzen Hinweise zur interkulturellen Kommunikation nicht als Interpretationsregeln, sondern als Möglichkeiten einer Interpretation zu verstehen. Sie können lediglich dazu anregen, in der Begegnung die Aufmerksamkeit auf nonverbale Signale zu richten. Sie wollen die Bereitschaft fördern, bewusst die jeweiligen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner wahrzunehmen und sensibel mit Kommunikationsunterschieden umzugehen, ohne dass diese stereotyp verallgemeinert werden können. Ob Verständigung gelingt, hängt vor allem vom gegenseitigen Verständigungswillen ab und der freundlichen Nachfrage bei Irritationen.

Dem Unwissenden erscheint selbst ein kleiner Garten
wie ein Wald.
Äthiopisches Sprichwort

4.1 Herkunftsland Äthiopien

Äthiopien, in ferner Vergangenheit eines der reichsten und fruchtbarsten Länder Afrikas, ist in der jüngsten Geschichte mit Krieg, Armut und Hunger assoziiert. Der Vielvölkerstaat Äthiopien gehört heute zu den ärmsten Ländern der Welt. Seine Bevölkerung von etwa 60 Millionen Menschen umfasst mehr als 80 ethnische Gruppen. Die größten Gruppen (die Zahlenangaben unterscheiden sich in verschiedenen Publikationen) sind die Amhara (ca. 30 %), die Oromo (32 %) und die Tigray (ca. 6 %) (Auswärtiges Amt 2008a). Bis 1991 zielte eine staatliche Amharisierungspolitik darauf, die amharische Kultur allen anderen Ethnien aufzuzwingen, bis hin zu kriegerischen Übergriffen und der systematischen Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen. Ein Druck zur Assimilation wurde auch durch ein ausgeklügeltes Heiratsprinzip ausgeübt. Die königlichen Familien anderer Ethnien mussten in die Herrscherfamilie der Amhara einheiraten und wurden dabei auf amharische Namen umgetauft. Bis zum Ende der Regierungszeit von Haile Selassie mussten alle Staatsbürgerinnen und Staatsbürger einen Ausweis bei sich tragen, in dem ihre Stammeszugehörigkeit vermerkt war. Nach einem revolutionären Umsturz des politischen Systems 1991 wurde die Dominanz der Amhara durch die Vorherrschaft der Tigray abgelöst (vgl. Daffa 1995: 18f).

Die Ende 1994 verabschiedete föderale Verfassung garantiert zwar allen Bürgerinnen und Bürgern ihre Grundrechte, die Menschenrechtslage ist aber problematisch geblieben. Auch die Frauenrechte sind trotz Diskriminierungsverbot nicht durchgehend verwirklicht. Beispielsweise ist im Grundgesetz, Artikel 4 formuliert, dass Frauen „das Recht auf staatlichen Schutz vor schädlichen Traditionen“ genießen und dass „Praktiken, die sie unterdrücken und ihnen körperlich oder physisch schaden“, verboten sind (Deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit 2008).

Dennoch sind laut Demographic and Health Survey 2000 ca. 80 % der weiblichen Bevölkerung von Genitalverstümmelung betroffen (ebd.).

In der Bundesrepublik Deutschland lebten Ende 2007 ca. 10 300 Menschen aus Äthiopien (Statistisches Bundesamt 2008: 27). Ein Teil kam, um in Deutschland zu studieren, und blieb, der größte Teil suchte in Deutschland Asyl und wurde geduldet.

Sprachen

In Äthiopien werden über 70 verschiedene Sprachen und um die 200 Dialekte gesprochen. Die Amtssprache auf der Bundesebene ist Amharisch, das zur Sprachfamilie Hamito-Semitisch gehört. Der größte Teil der Bevölkerung spricht Oromo. In vielen Oberschulen wird in englischer Sprache unterrichtet. Regional findet der Unterricht außer in Amharisch auch in den regional gesprochenen Sprachen statt wie Oromo, Harari, Somali, Afar oder Kafficho. Äthiopien verfügt über eine eigene Schrift, die Silbenschrift „abugida“. Es können aber nur etwa ein Viertel der Frauen und weniger als die Hälfte der Männer lesen und schreiben.

Religion

Ebenso heterogen wie die Zusammensetzung der Bevölkerung sind auch die von ihr praktizierten Religionen. Die wichtigsten Glaubensgemeinschaften sind die etwa gleich großen äthiopisch-orthodoxen Christen und die sunnitischen Muslime mit je 45 % (Auswärtiges Amt 2008a). Dazu kommen verschiedene christliche Glaubensgruppen, Angehörige der Hindus und Sikhs und verschiedener traditioneller Religionen.

Namen

In Äthiopien sind Familiennamen nicht üblich. Die Menschen tragen in der Regel drei Namen. Der erste Name ist der eigene Rufname, der zweite Name ist der Rufname des Vaters und der dritte Name der Rufname des väterlichen Großvaters. Zweiter und letzter Name sind von daher immer männliche Namen.

Weibliche Namen

Frauen behalten ihren Namen auch bei der Eheschließung.

1. Name	2. Name	3. Name
Ejegayehu	Kebebe	Dibabu
Rufname	Rufname des Vaters	Rufname des väterlichen Großvaters

Männliche Namen

1. Name	2. Name	3. Name
Abebe	Asefa	Habtamu
Rufname	Rufname des Vaters	Rufname des väterlichen Großvaters

Der Nachbar kennt seinen Nachbarn.
Kurdisches Sprichwort

4.9 Herkunftsland Irak

In Deutschland leben ca. 73 560 Irakerinnen und Iraker, etwa 570 von ihnen seit mehr als zwanzig Jahren. Das Hauptmotiv für die Migration nach Deutschland war die Flucht vor politischer Verfolgung. Im Jahr 2006 stellten 2117 Menschen aus dem Irak in Deutschland einen Antrag auf Asyl (Migrationsbericht 2006).

Nach dem Irakkrieg und der Besetzung durch amerikanische und britische Truppen wurde im Frühjahr 2003 eine von der UNO sanktionierte zivile Übergangsverwaltung der Militärallianz ein halbes Jahr später durch eine Übergangsregierung eines Regierungsrates mit 25 Mitgliedern abgelöst. Seit 2004 ist der Irak (auf dem Papier) wieder ein souveräner Staat. 2005 fanden die ersten Wahlen zur Nationalversammlung statt und am 15. Oktober 2005 wurde der Entwurf für die endgültige Verfassung des Irak in einem landesweiten Referendum mit knapp 79 % der abgegebenen gültigen Stimmen angenommen. Die Wahlbeteiligung lag bei 63 %. Gegen die Verfassung stimmten vor allem Sunniten, irakische Turkmenen und Chaldo-Assyrer, die um ihr politisches Selbstbestimmungsrecht fürchten. Weiterhin bestehen interne machtpolitische Konflikte vor allem zwischen Sunniten und Schiiten (Eichhorst/Sinjen 2006: 90).

Die irakische Bevölkerung ist sowohl sprachlich, religiös als auch sozial sehr heterogen. Die größte Bevölkerungsgruppe (ca. 80 %) sind Araber, gefolgt von Kurden (ca. 15 %), die vor allem in der autonomen Region Kurdistan leben. Zu den zahlreichen Minderheiten gehören Türken, Turkmenen, Armenier und Iraner (Zeitlexikon 07/2005: 132).

Sprachen

In der irakischen Verfassung wurden als offizielle Amtssprachen Arabisch und Kurdisch (Sorani) festgelegt. Das Prinzip der Zweisprachigkeit bezieht sich auf alle offiziellen Bereiche. Weiter sichert die Verfassung in Art. 4 zu, dass in Gebieten, in denen große chaldo-assyrische und turkmenische Gruppen siedeln, auch Assyrisch und Turkmenisch als Amtssprachen eingesetzt werden. Alle Minderheiten haben laut Verfassung das Recht, ihre Kinder in staatlichen Ausbildungsstätten auch in ihrer Muttersprache unterrichten zu lassen (Eichhorst/Sinjen 2006: 96). Arabisch gehört zur Sprachfamilie Hamito-Semitisch (Chrystal 1995) und dort zur Untergruppe der Westsemitischen Sprachen. Arabisch wird von rechts nach links gelesen und mit dem arabischen Alphabet geschrieben.

Die Bezeichnung Kurdisch, auch Zentralkurdisch genannt, bezieht sich auf Sorani. Sorani gehört zur Indogermanischen Sprachfamilie (ebd.), dort zur Untergruppe der Kurdisch-Zentraliranischen Sprachen. Die Schriftsprache ist das arabische Alphabet mit Sonderzeichen. Zunehmend wird in der autonomen kurdischen Region auch das kurdische lateinische Alphabet verwendet, das von links nach rechts gelesen wird. Neben Sorani werden auch die drei anderen kurdischen Sprachen im Irak gesprochen, wobei Sorani überwiegt. Syrisch, auch Assyrisch genannt, ist die Minderheitensprache der christlich-aramäischen Bevölkerung des Irak. Turkmenisch wird in verschiedenen Dialektvarianten gesprochen.

Der Analphabetismus ist in den beiden letzten Jahrzehnten im Irak drastisch angestiegen. Der Bevölkerungsanteil von Menschen, die nicht schreiben und lesen können, wird in verschiedenen Publikationen zwischen 40 % und 44 % angegeben. Nur etwa ein Viertel der weiblichen Bevölkerung ist alphabetisiert.

Religion

Laut Verfassung ist der Irak ein islamischer Staat. Etwa 95 % der Bevölkerung sind Muslime, davon etwa 60 % Schiiten und 35 % Sunniten. Muslimische Kurden bekennen sich überwiegend zum sunnitischen Islam. Von den religiösen Minderheiten gehören etwa drei Prozent der Bevölkerung vielen verschiedenen christlichen, vor allem orientalisch-christlichen Glaubensgemeinschaften an, wie der Chaldäisch-Katholischen Kirche und der Assyrischen Kirche des Ostens. Weitere religiöse Minderheiten sind Jesiden, Mandäer und Bahai. Mit Kriegsbeginn flüchteten über eine Million Christen aus dem Irak. Die früher sehr große und alteingesessene jüdische Gemeinschaft existiert im Irak aufgrund von Flucht und Vertreibung seit der Staatsgründung Israels praktisch nicht mehr. Im Juni 2003 lebten in Bagdad nur noch 35 Juden (Zeitlexikon ebd.).

Namen

Das islamische Namensrecht kennt keine Familiennamen, sondern nur den persönlichen Eigennamen, dem der persönliche Name des Vaters und der des Großvaters folgen (vgl. Kapitel Namen im Islam). Vereinzelt werden auch noch die Namen weiterer bedeutender männlicher Vorfahren angefügt. Teilweise wird die Abstammung noch durch das Hinzufügen von Partikeln verdeutlicht, die die Namensträgerin als „Tochter von“ („ibnat“, „bent“ oder „int“) oder als „Sohn von“ („ibn“, „ben“ oder „ould“) ausweisen. Das irakische Namenrecht sieht zwar die Führung von Vor- und Familiennamen vor, in der Praxis wird aber überwiegend die Eintragung von Namensketten praktiziert. Gewöhnlich ist in den irakischen Dokumenten eine Vornamenskette eingetragen, die aus Name, Vatersname und Großvatersname besteht. Zusätzlich wird bei manchen Namensketten auch der Stammesname angefügt. In Deutschland kann auf Antrag der aus einer Namenskette bestehende Name zu Vor- und Familiennamen umgewandelt werden. Es besteht bisher noch keine einheitliche Handhabung bei der Umwandlung. Meistens wird der letzte Name der Namenskette zum Familiennamen umgewandelt und die übrigen Namen werden von Männern weiterhin als Vornamen geführt. (Siehe auch Interview mit Herrn El-Khalifa). Bei Frauen fallen die weiteren männlichen Personennamen der Namenskette ganz weg (Vogt 1997: 6f).

Wurde von irakischen Behörden, wie im Gesetz vorgesehen, ein Familienname eingetragen, gilt, dass bei Eheschließung beide Eheleute ihren Familiennamen behalten. Für die Dauer der Ehe kann aber mit Erlaubnis des Mannes die Ehefrau den Familiennamen ihres Partners führen. Sie muss ihn aber bei einer Auflösung der Ehe wieder ablegen. Eheliche Kinder erhalten den Familiennamen des Vaters. Gesetzliche Vorschriften über den Familiennamen eines Kindes, dessen Eltern nicht miteinander verheiratet sind, bestehen nicht. Das Kind, das von seinem Vater nicht anerkannt wurde, erhält allgemein einen vom Jugendgericht festgesetzten Familiennamen, in der Regel den Namen des Vaters der Mutter (Bundesministerium des Innern 2008).

Die folgenden Beispiele verdeutlichen die Umwandlung von irakischen Namensketten in Vor- und Familiennamen. Sie wurden von Reinhold Vogt (1997: 9) übernommen.

Weibliche Namen

Im Irak eingetragener Name:

Persönlicher Name	Vatersname	Großvatersname	Stammesname
Fatma	Mohammad	Said	Abbas
„die Enthaltame“	„der Gepriesene“	„der Glückliche“	„der mit dem düsteren Gesicht“
„die Entwöhnte“			

Mögliche Umwandlung für ein deutsches Personenstandsbuch:

Vorname	Familienname
Fatma	Abbas

Männliche Namen

Im Irak eingetragener Name:

Persönlicher Name	Vatersname	Großvatersname	Stammesname
Ali	Hassan	Mohammad	Ismail
„der Erhabene“	„der Gute, Schöne“	„der Gepriesene“	„der Erhörte“

Mögliche Umwandlung für ein deutsches Personenstandsbuch:

Vorname	2. Vorname	3. Vorname	Familienname
Ali	Hassan	Mohammad	Ismail

Interkulturelle Kommunikation

Augenkontakt ist zwischen gleichgeschlechtlichen, gleichgestellten Personen akzeptabel, nicht aber bei einem Hierarchiegefälle oder zwischen den Geschlechtern. Ein direkter Blickkontakt, von einer Frau zu einem Mann aufgenommen, wird in der Regel als Ungehörigkeit interpretiert. Mädchen werden dazu erzogen, Blickkontakt zu vermeiden. Berührungen zwischen den Geschlechtern sind in der Öffentlichkeit tabu. Das gilt auch für die Begrüßung mit Handschlag. Stattdessen werden ein kurzes Nicken erwartet und einleitende Sätze zum Aufbau des Kontaktes, bevor das eigentliche Anliegen zur Sprache kommt. Forderndes, auch leicht aggressiv wirkendes Verhalten von Männern gilt als akzeptables Auftreten, um dem eigenen Anliegen Nachdruck zu verleihen oder vorhandene Unsicherheiten zu überspielen. Auch Wiederholungen dienen dazu, dem eigenem Anliegen Gewicht zu geben (vgl. Alban u.a. 2000). Von der Repräsentantin einer Behörde wird erwartet, dass sie sich seriös kleidet. Freizügige, sommerliche Kleidung kann befremden, wirkt auf manche unprofessionell und kann Ablehnung auslösen und die Kommunikation belasten, erfahren wir unabhängig von zwei Bekannten aus dem Irak.

Sabine Handschuck

Interkulturelle Qualitätsentwicklung im Sozialraum

Band I: Konzeption eines Modellprojektes zur interkulturellen Orientierung und Öffnung von sozialen Einrichtungen
 212 Seiten, Format A5, zahlreiche Tabellen
 24,80 € (D) / 25,50 € (A) / 45,00 sFr
 ISBN 978-3-940 562-20-3 (Softcover)



Sabine Handschuck

Interkulturelle Qualitätsentwicklung im Sozialraum

Band II: Konzeptevaluation eines Modellprojektes zur interkulturellen Orientierung und Öffnung von sozialen Einrichtungen
 284 Seiten, Format A5, zahlreiche Tabellen
 24,80 € (D) / 25,50 € (A) / 45,00 sFr
 ISBN 978-3-940 562-22-7 (Softcover)



Interkulturelle Orientierung und Öffnung ist zu einem beherrschenden Thema in der Gesellschaft geworden. Wie kann die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen der Sozialen Arbeit gelingen? Welches Vorgehen und welche Instrumente gewährleisten die Qualität einer interkulturell orientierten Sozialarbeit? Wie können strukturelle Ausgrenzungsmechanismen in Einrichtungen Sozialer Arbeit erkannt und Maßnahmen entwickelt werden, um diese abzubauen?

Das Projektkonzept „Interkulturelle Qualitätsentwicklung im Sozialraum“ bietet eine theoretisch fundierte Antwort auf diese Fragen und zeigt auf, wie interkulturelle Orientierung und Öffnung sozialräumlich durch die Zusammenarbeit sozialer Einrichtungen im Stadtteil gelingen kann.

Die Analyse, welche Wissensbestände geeignet sind, die oben genannten Fragestellungen theoretisch und praktisch zu beantworten, führt vier Fachdiskurse zusammen: die Debatte über Qualitätsentwicklung mit dem Verwaltungsreformdiskurs und den Diskursen um Vernetzung und interkulturelle Öffnung von sozialen Einrichtungen. Aus diesen theoretischen Ansätzen wird das methodische Vorgehen abgeleitet. Prozessschritte, Ziele, Standards und Indikatoren sind übersichtlich dargestellt und dienen über das konzipierte Projekt hinaus als Modell für die Praxis. Die Evaluation des Prozesses wird in einem 2. Band veröffentlicht.

Der Band stellt eine für Fach- und Führungskräfte der Sozialen Arbeit und der Kommunalverwaltung wertvolle Anregungen dar und gibt Studierenden einen Einblick in Problemlösungsstrategien einer interkulturell orientierten Sozialen Arbeit.

Der vorliegende Band hat die formative Programmevaluation des Projektkonzeptes „Interkulturelle Qualitätsentwicklung im Sozialraum“ zum Inhalt. Das Konzept ist in Band 1 veröffentlicht worden. Überprüft wird, ob die beabsichtigten Wirkungen bei den Projektbeteiligten nachgewiesen werden konnten, ob sich die eingesetzten Methoden und Instrumente bewährt haben und ob das Konzept die Interessen externer Stakeholder aus kommunaler Verwaltung und Politik berücksichtigt hat. Durch qualitative Interviews werden die Teilnahmemotivation, die Prozesse der Zielfindung, die Zusammenarbeit in Qualitätszirkeln und die Wirkungen in Bezug auf eine interkulturelle Öffnung ermittelt. Die Servicequalität des Projektes, bezogen auf die materielle Ausstattung, die fachliche Souveränität, die Zuverlässigkeit und das Entgegenkommen, wurden durch eine Gruppenbefragung nach der SERVQUAL-Methode ermittelt.

Die gewonnenen Erkenntnisse münden in Empfehlungen für eine Konzeptmodifikation und bieten Fachkräften aus der Verwaltung und Sozialarbeit ein Modell für Projektplanungen mit dem Ziel der interkulturellen Orientierung und Öffnung von sozialen Einrichtungen im Stadtteil.

Reinhilde Beck, Constance Engelfried (Hrsg.)

Managing Gender

Implementierung von Gender Mainstreaming in psycho-sozialen Arbeitsfeldern
 236 Seiten, Format A5
 11 Abb./ Graf./ Tab.
 24,80 € (D) / 25,50 € (A) / 45,00 sFr
 ISBN 978-3-940 562-36-4 (Softcover)



Gender Mainstreaming ist eine 1999 im Amsterdamer Vertrag auf Europaebene begründete Programmatik und EU-weite Strategie. Sie soll darauf hinwirken, den Anspruch auf Chancengleichheit von Frauen und Männern in sämtlichen politischen Konzepten und Maßnahmen der EU und in allen Einrichtungen des öffentlichen Lebens europaweit umzusetzen. Gender Mainstreaming setzt an den Strukturen einer Organisation an und zielt auf eine geschlechterdemokratische Neuorganisation, vermittelt derer die Gleichstellung der Geschlechter effektiv vorangebracht werden soll.

Im Kontext von Förderpolitik und Leistungsträgerschaft des Sozial- und Gesundheitsbereichs entwickelt sich „Gender“ zunehmend zu einem handlungsleitenden Qualitätskriterium. Nach wie vor wird jedoch bei der konkreten Umsetzung geschlechterdemokratischer Strategien in Strukturen sozialer Organisationen in der Regel Neuland betreten.

Im Rahmen eines zweijährigen Modellprojektes „Gender Mainstreaming in Einrichtungen und Diensten der Suchthilfe und Psychiatrie (2006–2008)“, wurden daher Wege zur Einführung und Umsetzung von Gender Mainstreaming entwickelt, erprobt und hinsichtlich weitergehender Konsequenzen evaluiert. Das Kooperationsprojekt und die erzielten Ergebnisse sind Hauptgegenstand der vorliegenden Publikation.

Helga Losche, Stephanie Püttker

Interkulturelle Kommunikation

Theoretische Einführung und Sammlung praktischer Interaktionsübungen
 5. überarbeitete, erweiterte Auflage, 256 Seiten
 Format 20 x 24 cm, 42 Spiele und Übungen
 19,80 € (D) / 20,40 € (A) / 35,00 sFr
 ISBN 978-3-940 562-28-9 (Softcover)



Die Fähigkeit, zu kommunizieren bestimmt die Qualität der Beziehung von Menschen. Kommunikation hat viele Seiten: verbal, nonverbal, tasten, fühlen, spüren und Sprache. Welche Schwierigkeiten aber auch Lernfelder entstehen, wenn Menschen unterschiedlicher Kulturen und Sprachen aufeinander treffen?

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit dem theoretischen Hintergrund Interkultureller Kommunikation. Wer oder was bestimmt Kultur? Wie lernt man Kultur? Behandelt werden auch Probleme in der interkulturellen Begegnung sowie Interaktions- und Kommunikationskompetenzen.

Der zweite Teil stellt eine Vielzahl von Interkulturellen Übungen vor. Alle vorgestellten Übungen sind vielfach erprobt und durch Hinweise zu Zielen, Teilnehmerzahl und benötigtem Material einfach in der Praxis einsetzbar.

Weitere Titel finden Sie unter www.ziel-verlag.de

Bestellungen bitte an:

ZIEL – Zentrum für interdisziplinäres erfahrungsorientiertes Lernen GmbH
 Zeuggasse 7–9, 86150 Augsburg
 Tel. (08 21) 420 99 77, Fax (08 21) 420 99 78
 E-Mail: verlag@ziel.org

ZIEL-Verlag:

- Praktische Erlebnispädagogik
- SozialMANAGEMENT Praxis / SozialWIRTSCHAFT Diskurs
- Diversity Management
- Grundlagen der Weiterbildung
- Seminar material

INTERKULTURELLE PRAXIS UND DIVERSITY MANAGEMENT

Die gegenseitige Vorstellung oder die Frage nach dem Namen gehören zu den ersten Sprechakten bei einer Begegnung von Menschen. In der interkulturellen Kommunikation ist der Umgang mit Eigennamen ein Schlüsselprozess, da er das Gelingen oder das Misslingen einer Verständigung im hohen Maße beeinflusst.

Das Buch gibt Hintergrundinformationen zur Entstehung und zur Bedeutung von Personennamen, informiert über das Namenrecht und befasst sich mit Themen wie Namen und Religion oder Namenpolitik. Für die Praxis gibt es Empfehlungen zum Umgang mit Eigennamen in interkulturellen Begegnungssituationen und macht Vorschläge für Fortbildungen, Beratung, Unterricht oder politische Jugendbildung. Ausgewählte Länder werden knapp mit Blick auf Religionen, Sprachen, Namen, interkulturelle Kommunikation und Ausspracheregeln vorgestellt. Biografische Interviews lassen die allgemeinen Überlegungen lebendig und erfahrbar werden.

Das Handbuch ist eine Arbeitshilfe für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sozialer Dienste, von Verwaltungen, im Gesundheitsbereich und in allen Bereichen, in denen eine gelingende Kommunikation die Voraussetzung für den Erfolg der jeweiligen Dienstleistung ist.

Die Buchreihe wird herausgegeben von Sabine Handschuck, Reyhan Kulac, Hubertus Schröer, Gotthart Schwarz.



9 783940 562593

ISBN 978-3-940 562-59-3